

Internationaler Stefan-Heym-Preis der Stadt Chemnitz 2017

Rede

von Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrte Frau Bator,
sehr geehrte Mitglieder des Deutschen Bundestages, des Sächsischen Landtages und des
Chemnitzer Stadtrates,
sehr geehrte Mitglieder des Kuratoriums,
sehr geehrte Frau Kijowska,
sehr geehrter Herr Rotstein,
sehr geehrter Herr Magirus,
sehr geehrte Frau Dr. Uhlig,
liebe Chemnitzerinnen und Chemnitzer,
werte Festversammlung.

„Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen! Nach all’ den Jahren der Stagnation –
der geistigen, wirtschaftlichen, politischen; – den Jahren von Dumpfheit und Mief,
von Phrasengewäsch und bürokratischer Willkür, von amtlicher Blindheit und
Taubheit...“

Es war 1989, es war fünf Tage vor dem Mauerfall, als Stefan Heym diese Sätze auf dem Berliner
Alexanderplatz vor einem Meer von Zuhörern sagte. Während der größten Demonstration, die es in
der DDR je gegeben hat.

Es waren 500.000, vielleicht auch eine Million Menschen.

Seine Worte offenbaren die wohl größte und wichtigste Gabe, die ein guter Schriftsteller, Publizist,
Journalist hat: die treffende, zuspitzende Beschreibung eines gesellschaftlichen Zustands.

Menschen, die es vermögen, mit ihren Worten – den gesagten und gedruckten – Bilder in den
Köpfen anderer entstehen zu lassen und gleichzeitig ihrem Publikum den Spiegel vorzuhalten –
davon gibt es nicht viele. Und dennoch, es gibt sie – Welch ein Glück – in wohl jeder Gesellschaft.

Stefan Heym war ein solcher Denker, Schreiber, Redner. Das zeigt sich in all seinen Texten. Das zeigt sich in seiner scharfsinnigen, tiefgründigen Analyse der bestehenden Verhältnisse, angesichts derer er kein Blatt vor den Mund nahm. Nie.

Stefan Heym war, wie Sie wissen, ein herausragender Schriftsteller. Und: Er war auch Journalist. Als kluger Beobachter und scharfer Kritiker begann er – ganz jung – diese Arbeit in einer Zeit, in der der Nationalsozialismus die Unabhängigkeit des Geistes und die Freiheit des Wortes durch Konformität zu ersetzen begann.

Stefan Heym nutzte das Wort, sein Schreiben zu jeder Zeit. Er reklamierte für sich jene Unabhängigkeit des Denkens und die Freiheit der Rede, die ihn zum unbestechlichen Zeitzeugen machten. Aber eben auch – und das sage ich voller Hochachtung – zu einem unbequemen Zeitgenossen.

In Berlin machte er 1932 als Helmut Flieg sein Abitur, begann zu studieren – unter anderem Zeitungswissenschaften – und schrieb für verschiedene Zeitschriften, etwa für Ossietzkys „Weltbühne“.

Im Jahr darauf emigrierte er nach Prag, wo er für deutsche und tschechische Zeitungen arbeitete – eines seiner Pseudonyme, die er sich zum Schutz seiner Familie zulegte, war Stefan Heym.

Ende der 1930er Jahre war er, dann schon in New York, Chefredakteur der Wochenzeitung „Deutsches Volksecho“.

Nach dem Krieg, den er als Soldat der US-Armee erlebte, zählte Stefan Heym 1945 zu den Mitbegründern der Münchner „Neuen Zeitung“.

Später, nach seiner Übersiedlung in die DDR, schrieb er von 1953 bis 1956 Kolumnen für die „Berliner Zeitung“.

Was seine Literatur auszeichnete, galt erst recht für seine journalistische Arbeit: Stefan Heym war im besten Sinne misstrauisch gegenüber ausgegebenen Linien. Klar in seiner Haltung und treffend in seiner Sprache.

Anrede,

freie Medien schaffen Offenheit, Sichtbarkeit der Probleme. Sie ermöglichen Beteiligung. Sie sollen Fakten darstellen, kritisieren, Diskussionen anstoßen, zur Meinungsbildung beitragen.

Doch genau das sorgt dafür, u. a. in meinem Berufsstand, dass sie nicht immer und überall gern gesehen sind. Das Unbequeme, das den Journalisten und Publizisten auszeichnet, und das notwendig ist für eine tiefgründige Recherche, ist dem Kritisierten häufig ein Dorn im Auge. Wer lässt sein eigenes Handeln gern – und noch dazu öffentlich – hinterfragen? Wer akzeptiert, dass veröffentlichte und damit öffentliche Meinung – das ist übrigens nicht dasselbe – nicht nur kritisiert, sondern Veränderungen anstößt?

Guter Journalismus darf nicht nur, er muss auch der Stachel im Fleisch sein. Er ist Lebenselixier einer funktionierenden Demokratie. Sein wichtigstes Kapital ist die Glaubwürdigkeit.

Doch damit ist ein hoher Anspruch verbunden. Dem sich umso schwerer genügen lässt, je mehr die Schlagzeile zur Währung in der medialen Wirklichkeit wird.

Lauter, schriller, schneller: Fakenews, Hasskommentare. Wenn gesellschaftliche Debatten auf Schlagworte verkürzt werden, dann schafft Sprache eine eigene Realität, in der die Medien einen Vertrauensverlust erleiden, der ihnen langfristig zum Verhängnis werden kann. Das zu verhindern, verlangt Können, Wollen, Rückgrat und Verantwortung von denen, die journalistisch arbeiten, mit Sprache umgehen.

Hinzu kommt: Jeder Medienmacher ist ein Mensch mit privater Meinung und persönlichen Werten.

Wie realistisch, wie objektiv ist also das Bild, das unter diesen Bedingungen entsteht?

Sich das zu fragen, ist Aufgabe der Journalisten, so wie es Aufgabe ihrer Leser, Hörer und Zuschauer ist. Fragen, in Frage stellen, uns fragen lassen – das sollten wir alle.

Denn: Die Debatten um die oft komplexen Themen unserer Zeit braucht Kultur. Wir müssen zuhören, eine Meinung haben und sie vertreten, aber auch andere Meinungen aushalten. Demokratie ist ohne das nicht lebensfähig.

Es ist hierzulande ausdrücklich erlaubt, kritisch zu sein. Meinungs- und Redefreiheit zählen zu den garantierten Grundrechten jedes Einzelnen.

Dabei haben wir in den vergangenen zwei Jahren gerade hier in Sachsen erlebt, wie Lautstärke zunehmend die Debatte bestimmt. Unversöhnlichkeit, Härte und Hass. Was ist das Rezept gegen diese Frontenbildung?

Die Publizistin Carolin Emcke, die 2016 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, nennt zwei Wege: Differenzieren, wo vereinfacht werden soll. Und Selbstzweifel. Es fällt auf, dass die, die so gerne lautstark die Demokratie in Frage stellen, in der Regel immer nur Zweifel haben an den Positionen aller Anderen, niemals an ihren eigenen. Sie befinden sich mit ihrer Meinung in einem Echoraum.

Medien werden heute kritisiert oder als Lügner beschimpft dafür, nicht kritisch genug zu sein, Falsches zu berichten oder gar nicht erst das Richtige zu recherchieren.

Mit diesen Entwicklungen müssen sich Journalisten auseinandersetzen, wenn sie ihr größtes Kapital, die Glaubwürdigkeit, nicht verlieren wollen. Ich beobachte, dass viele das tun.

Anrede,

wenn wir in Deutschland davon sprechen, dass Medien mit einem Glaubwürdigkeitsproblem kämpfen, geht es anderswo um eine weitaus existenziellere Frage: den Fortbestand der Demokratie.

Heute werden Journalisten mehr denn je in Europa und in der Welt wegen ihrer Arbeit angegriffen, sie werden diskriminiert, beschimpft, verfolgt und inhaftiert. Wir erleben das in einem Ausmaß, das für mich vor kurzem zumindest für die westliche Welt nicht vorstellbar war.

Was wir in der Türkei sehen, in Ungarn oder Polen – die Versuche der Politik, Medien entweder zu instrumentalisieren oder mundtot zu machen, sind eine ernste Gefahr für die Demokratie.

Schon bei Immanuel Kant ist zu lesen, dass Unrecht ist, was sich nicht zur Publizität eignet.

Das erklärt die Angst der Machthaber vor kritischen Journalisten, vor Kontrolle, die keine Staatsgewalt mehr ausübt. Was aber geschieht mit Gesellschaften, in denen niemand mehr da ist, der ans Licht bringt, was im Dunklen bleiben soll?

„Wir haben in den letzten Wochen unsere Sprachlosigkeit überwunden“, sagte Stefan Heym in seiner Rede auf dem Berliner Alexanderplatz. Es ist unsere Aufgabe – die der Journalisten und die von uns allen – die Sprache nicht zu verlieren angesichts der Besorgnis erregenden Entwicklungen, die wir sehen. Das braucht Mut und Talent. Das ist unbequem. Das ist anstrengend. Aber das tun zu können, ist ein großes, nicht selbstverständliches Glück.

Liebe Frau Bator,

Sie haben im vorigen Jahr in einem Zeitungsinterview gesagt: „Ich glaube an die Macht der Worte.“

Auch Stefan Heym glaubte an diese Macht. Vielmehr noch: Er wusste um seine Fähigkeiten und um die Möglichkeiten, die damit verbunden waren.

Worte können, wie Sie – liebe Frau Bator – gesagt haben, die Welt verändern.

Zum Besseren und ebenso auf furchtbare Weise. Wachsam zu sein, sensibel für Veränderungen und sorgfältig in der Sprache – diese Verantwortung haben alle Publizisten.

Die Themen, mit denen Sie sich beschäftigen, berühren in ihrer Substanz die gesellschaftlichen Debatten, denen wir täglich begegnen – eine Parallele zum Werk Stefan Heyms. Und genau wie er machen Sie es dem Leser nicht so leicht, sich selbst auf eine Seite zu stellen, sondern fordern ihn heraus.

In Ihren Büchern geht es um Fragen, die keine einfachen Antworten kennen: Heimat, Identität, Zugehörigkeit, Ausgrenzung – wie verändern sich Menschen, wie verändern sich Gesellschaften, wenn sie sich verändern müssen?

Sehr geehrte Festversammlung,

wenn wir heute den Internationalen Stefan-Heym-Preis zum vierten Mal verleihen, tun wir das im Andenken an einen großen Schriftsteller und Publizisten. Wir ehren und feiern damit ganz in seinem Sinne zugleich die Freiheit des Wortes und des Denkens.

Vor allem gratulieren wir heute Joanna Bator, einer Preisträgerin, die mit ihrer Arbeit diese Werte weiterschreibt.

Herzlichen Dank.